

Leseprobe aus:

Wolf Schneider

Gewönne doch der Konjunktiv!



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Warum ausgerechnet «Konjunktiv»?	9
1 Gewönne er doch!	11
2 Auch Eisberge kochen nur mit Wasser	15
3 «Kyrill» heißt mein Wirbelsturm	18
4 Akademische Oberschwanzdeckfedern ...	22
5 Der weit überschätzte Nebensatz	26
6 Warum man zu wenig schreiben sollte	30
7 Ein Kaubeu am Rein	34
8 Das erzählte Mittagessen	38
9 Vom Christinnen- und Christentum	41
10 Lob der Festrede	44
11 Von Zwecken und Dampfühnern	48
12 Wie man einen Text mit Punkten tötet	51
13 Heimweh nach der Zensur	55
14 Qualität kommt von Qual	59
15 «Bedenke wohl die erste Zeile!»	62
16 Sie, sie liegt mir am Herzen	66
17 Die Teufelskralle der Abstraktion	70
18 Was möchten viele Schweizer?	74
19 Nachruf auf den Elchtest	78
20 Wie man Innovationen implementiert	81
21 «Frühling» – welche Albernheit!	84
22 Widrige Witterungsbedingungen	87
23 Pflicht – oder Schuldigkeit?	91

24	Singe, wem Ressourcen gegeben!	95
25	Wer erschafft ein neues Wort?	99
26	Text vorhanden – Titel gesucht	103
27	Nachruf aufs Esperanto	106
28	Der vierstöckige Hausbesitzer	110
29	Musik – tonlos und flächendeckend	114
30	Nur wer stolpert, schläft nicht ein	118
31	Gott in zwei Buchstaben	121
32	Das Moshimoshi-Problem	125
33	Wie man sich nach oben liest	129
34	Abkürzungen? KAKFIF!	133
35	Weil, Deutsch taugt nichts mehr	137
36	Die Super-Mega-Katastrophe	141
37	Wer schenkt schon Gehör?	144
38	Lob der Tiefstapelei	147
39	Sohn Josef auf Pferd Otto	151
40	Mit Senf gegen schöne Wörter	155
41	Satzbau im Sekudentakt	159
42	Unruhe in der Untiefe	163
43	Preisbereinigung auf der Verbraucherstufe	167
44	Die Tücken des Lesens	171
45	Gedichte, die keine sind	174
46	Visite am Ballhausplatz	178
47	Geisterfahrer im Internet	182
48	Jetzt, demnächst oder nie	185
49	Viel Gegacker, wenig Eier	188
50	Schön wie ausgekämmte Haare	191

51	Wie man Talente wässert	194
52	Vom Eindampfen und Überfließen	197
53	Drei Wüte über zahllose Aktivitäten	201
54	Vorsicht mit Horaz	204
55	Fiel Spaß im Chaos	207
56	Gerechtigkeit für die Lüge!	210
57	Stress im Chaos der Begriffe	214
58	Verwirrung und Verhöhnung	217
59	Feuer frei für Friedrich Schiller!	220
60	Die Sprachpolizei geht um	223
61	Weltschmerz und Leberwurst	227
62	Die Wahrheit über die iv-Sprache	231
63	Wer schaut wem aufs Maul?	234
64	Wie Schreiber Leser prügeln können	237
65	Kunstwerke zum Mitnehmen	240
66	Listige Worte in der Neujahrsnacht	243
	Register	246
	Bücher von Wolf Schneider	255

Warum ausgerechnet «Konjunktiv»?

Weil er so schön und zugleich so schwierig ist. Vor allem aber, weil die Sprache einst mit ihm ihren ersten Höhenflug angetreten hat: Die Wörter sind für uns nicht nur dazu da, zu beschreiben, was ist – wir träumen auch mit ihnen, wir schwingen uns ins Unmögliche empor: «Ach, hätte ich doch ...!»

Wie viel Farbe, wie viel Leben steckt schon im korrekten Deutsch, wenn wir Feinheiten nutzen wie diese! Und natürlich sind wir eingeladen, weit mehr als das nur Richtige zu tun: geschmeidig mit der Sprache umzugehen, sie mit Saft zu füllen, sie aufzuladen mit Witz und Hintersinn.

Bedroht ist sie gerade genug: durch Alltagsgeschwätz und elektronisches Gelaber, durch Fernsehroutine und akademische Protzerei; durch den Imponierjargon von Managern und Anlageberatern; durch die Verknöcherungen und Versteinerungen, die aus den Türen der Behörden poltern.

Dies alles anzuleuchten mit Ärger, Spott und Liebe und ein paar Empfehlungen zu geben, wie man schönes, kerniges Deutsch produziert – das habe ich versucht; durchaus mit Luther und Goethe im Bunde, denn so griffig wie eine durchschnittliche deutsche Tageszeitung haben sie allemal geschrieben.

Wer noch ein Herz für die Sprache – wer vielleicht sogar etwas zu sagen hat und es unverschnörkelt und sympathisch sagen möchte: Der möge sich hier erfrischt und hoffentlich ein bisschen bereichert fühlen.

Wolf Schneider

1

Gewönne er doch!

Was wäre, wenn ...?» Irgendwann muss diese Frage zum ersten Mal erklungen sein, und mit ihr hatte die Sprache einen Durchbruch von unerhörter Kühnheit vollzogen: Wer so fragte, der wollte nicht mehr beschreiben, was ist, sondern dreist darüber spekulieren, was sein könnte oder sollte. Die Welt wollte er in Frage stellen, die Utopie gegen sie ausspielen, sie mit Zweifeln zersetzen oder mit Forderungen überziehen. Eine verwegenerere Tat haben wir mit sprachlichen Mitteln nie vollbracht.

Umso bedauerlicher, dass der Konjunktiv es im deutschen Sprachraum so schwer hat: Seine beiden Formen auseinanderzuhalten und jede korrekt zu verwenden war heimisch immer nur in einer sprachbewussten Minderheit und hat in den letzten Jahrzehnten weiter an Geltung verloren.

Ja, auch jüngere Leute können Sätze wie diesen noch verstehen: «Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?» (Matthäus 16, 26) Aber sie mögen es nicht mehr, und wenn ein lebender Mensch mit «hülfe» und «gewönne» vor sie hinträte, würden sie ihn auslachen. Schriftsteller und Journalisten, Pfarrer und Werbetexter – wer immer sein Publikum gewinnen will, muss wohl in Rechnung stellen, dass die schönen alten Formen (oh, glömme doch ein Feuer!) auf die meisten Adressaten archaisch wirken, wenn nicht maniert.

Lebendig ist dieser Konjunktiv der Unwirklichkeit, der Irrealis, nur noch bei den Hilfszeitwörtern (er hätte, ich wäre)

und in einigen wenigen anderen populären Formen: Ich möchte, das ginge schon, ich bräuchte dringend Geld. Doch mit dem *bräuchte* sind wir schon bei einer neuen Not.

Grammatisch wird ja der Irrealis im Regelfall von den Formen der einfachen Vergangenheit abgeleitet: Ich sprach – ich spräche; er trug – er trüge. Das funktioniert indessen nur bei den starken Verben. Die schwachen lassen keine eigenständige Form des Irrealis zu: «Sagtest du mir nur einmal ein freundliches Wort!» ist den Umständen nach ein Konjunktiv, der sich in der Form jedoch nicht von der einfachen Vergangenheit unterscheidet.

Daraus ist offenbar der Drang entstanden, bei den letzten geläufigen Formen des Irrealis eine Unterscheidung in die Welt zu setzen, welche die Grammatik nicht hergibt: statt «Ich brauchte einen Schraubenzieher» lieber «Ich bräuchte ihn». Das mag man begrüßen als Signal dafür, dass wir auf den Konjunktiv eben doch nicht verzichten können; nur ist damit eine Form erfunden, die uns in Teufels Küche brächte, wollten wir sie konsequent verwenden: Täuchte der Taucher, wenn er seinen Schnorchel – schmäuchte der Raucher, wenn er seinen Tabak fände?

Viel schmerzlicher aber wird die Grammatik aufs Rad geflochten, wenn es um die allgegenwärtige Aufgabe geht, den Konjunktiv der Unwirklichkeit (Er käme ja gern, wenn nicht leider ...) abzugrenzen gegen den Konjunktiv der indirekten Rede (Er komme gern, sagte er). Und ebendieser, eine noble Besonderheit der deutschen Sprache, ist mehr als ein intelligenter Modus der Mitteilung – er ist eine politische Notwendigkeit.

Wo angelsächsische Zeitungen in jedem Satz einer zitierten Rede ein «he said» einstreuen müssen, um das Bewusstsein wachzuhalten, dass sie nicht etwa für den Inhalt haften – da

steht den Journalisten deutscher Sprache das ungleich elegantere Mittel zur Verfügung, jeden Irrtum auszuschließen durch ein konsequentes «Er sagte, er habe, er sei, er wolle, er werde». Wenn ein Chemie-Unternehmen nach einer Gasexplosion mitteilt: «Für die Anwohner besteht keinerlei Gefahr», so wäre es grotesk, das Wort «besteht» in die Radionachrichten zu übernehmen; vielmehr teilt dort das Unternehmen mit, es *bestehe* keine Gefahr – und dieses eine e anstelle des t macht jedem klar: Na ja, das sagen die halt.

Wie politisch der Konjunktiv der indirekten Rede ist, wird besonders augenfällig an dem grotesken Umgang mit ihm, den die untergegangene DDR ihren Journalisten anbefahl: «Honecker sagte, die DDR sei ...» war unzulässig, denn wenn Honecker es so sagte, dann war es auch so; also: «Honecker sagte, die DDR ist ...» Zwingend aber war der Konjunktiv in Sätzen wie: «Kohl sagte, die BRD sei ...» Denn wenn Kohl es sagt, *ist* sie es natürlich nicht.

Wie schön, dass diesem Unfug ein jäher Tod beschieden war. Stürben doch die anderen Missbräuche ebenso gründlich! Der häufigste ist, dass die Formen des Konjunktivs der indirekten Rede, das *wolle* und das *habe*, den wenigsten geläufig sind, sodass sie sich arglos der Formen des anderen Konjunktivs bedienen: Er sagte, er hätte – obwohl sie *er habe* meinen und den Unterschied kennen sollten. Er sagte, er habe Geld, heißt ja: Er hat welches; «er hätte Geld» aber wäre nur korrekt, wenn es weiterginge: «... wenn es ihm nicht gestohlen worden wäre»; er hat also keins.

In geschriebenen Texten bewältigen kaum zwei oder drei Prozent der Deutschsprachigen diesen Unterschied, in mündlicher Rede gar nur noch ein Tausendstel davon; und von denen lebt merkwürdigerweise die Mehrzahl in der Schweiz. Hier kann man alte Bergbauern sagen hören: «Er

sagte mir, er habe ...» In bundesdeutschen Ohren klingt das ganz unglaublich intellektuell. Dabei ist es einfach herrlich direkt aus dem Brunnen der Sprache geschöpft, dort, wo er am tiefsten ist.

2

Auch Eisberge kochen nur mit Wasser

Wenn sich Vögel mausern, so stoßen sie die alten Federn ab und bekommen ein frisches Kleid. Dass sie dabei Vögel bleiben, sollte festgehalten werden – wenn wir nämlich eines der beliebtesten Beispiele für Bildersprache anleuchten: dass dieser oder jenes sich gemausert habe *zu* ... Etwa ein Bahnhof zum Museum oder ein Feind zum Freund oder «die Seifenoper zum Einschaltquotenrenner». All das kann man in der Zeitung lesen. Was geht hier im Kopf des Schreibers vor?

Erstens, er wünscht seine Sprache mit einem Bild zu schmücken. Zweitens, er bedient sich – das spart Zeit und Geisteskraft – eines Bildes, an dem schon tausend Schreiber vor ihm herumgefummelt haben; viel Schmuck für die eigene Sprache fällt da nicht mehr ab. Drittens, er glaubt entweder, dass Feinde, Opern, Bahnhöfe ein Federkleid besäßen – oder dass es zumindest naheliegend wäre, sie mit gefiederten Flugobjekten zu vergleichen. Viertens schließlich unterstellt der Schreiber, dass am Ende der Mauser ein gänzlich anderes Wesen stehen, aus dem Vogel also etwa ein Zitronenfalter geworden sein könnte.

Wer so viele Torheiten mit nur zwei Silben zu begehen weiß, der lässt die Spitze eines Eisbergs aufblitzen, den wir nicht unter den Teppich kehren sollten: Er verwendet Bilder, aber er betrachtet sie nicht, oder anders ausgedrückt: Zwar soll ein Publikum ihm lauschen, aber sich selber hört er nicht zu. Er sollte wissen und beherzigen, dass Stauseen nicht bre-

chen und Dämme nicht überlaufen, sondern umgekehrt; dass man sich auf Quellen nicht stützt, sondern aus ihnen trinkt oder schöpft – das sind klare Bilder, die die Sprache frisch halten und dem Schreiber Blamagen ersparen.

Dabei ist einzuräumen: Eine stimmige Bildersprache hat es nicht leicht, sich gegen schlechte Gewohnheiten und eingebaute Schwierigkeiten durchzusetzen. Wer Öl ins Feuer schüttet, facht es an; wer Öl auf die Wogen gießt, besänftigt sie. Jedes der beiden Bilder entspricht einer Eigenschaft des Öls – doch sie sprechend oder hörend auseinanderzuhalten ist nicht leicht. Die Farbe Schwarz drückt bei Listen und bei Schafen etwas Negatives, bei Zahlen etwas Positives aus; und während wir uns bei den Öl-Bildern noch an die natürliche Beschaffenheit halten, geraten wir hier mit unserer eigenen Bildersprache in Konflikt: Was heißt denn «schwarz»? Wenn wir blaue Zahlen in grüne Listen setzten, wäre nichts verloren.

Auch kennen wir schiefe Bilder mit literarischer Beglaubigung: Wenn in Goethes «Prometheus» *nicht alle Blütenträume reiften*, muss der Hinweis gestattet sein, dass das Reifen nicht den Träumen, sondern den Blüten widerfährt, dass also von den allein korrekten «Traumblüten» nur mit einer gewissen Strapazierung der dichterischen Freiheit abgewichen werden kann. Mephistos Satz «Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum» würde uns einen ähnlichen Schmerz bereiten – wäre da nicht die Hoffnung, die Wahl der unverträglichen Farben sei eine stilistische Entsprechung zum Zynismus der Ratschläge, die Mephisto dem Schüler erteilt.

Nur dass wir damit leider auf ein weiteres Problem der Bildersprache stoßen: Manchmal *will* sie ja die Bilder durcheinandermengen, von der ironischen Absicht über die Flap-

sigkeit des Jugendjargons (in einer Musikzeitschrift für junge Leute: «Der Star lässt vergessen, dass hier einer am stinknormalen Flügel auch nur mit Wasser kocht») bis zum schieren Mutwillen des Schülerwitzes («Das schlägt dem Fass die Krone auf den Gipfel»). Und nicht immer lässt sich entscheiden, ob da ein klarer, ein bedingter oder überhaupt kein Vorsatz waltete. Angenommen, ein Provinzbildhauer würde in der Kritik als «der Michelangelo von Wurmansquick» gerühmt – sollen wir dies als gutgemeintes Lob oder als Verspottung lesen?

Ganz offensichtlich gut gemeint und eben dabei unfreiwillig komisch: Das ist die Bildersprache, die uns als Hörer und Leser entzückt. Ihre Großmeisterin war Friederike Kempner, «die schlesische Nachtigall», die 1873 in ihren «Gedichten» ein Kompendium der Stilblüten lieferte; so kreuzte sie die böse Stiefmutter mit dem Glückspilz zum bejammernswerten «Stiefpilz des Geschicks». Politiker sind nicht viel besser, wenn sie beispielsweise fordern: «Die öffentliche Hand sollte endlich auf die Preisbremse treten.» Der Sorge, dass die staatlichen Wohltaten sich vermindern könnten, stellten die deutschen Gewerkschaften die Warnung entgegen: «Wir lassen uns das soziale Netz nicht durchlöchern!»

Der gern unterschätzte Rhetor Helmut Kohl machte auch zwischen seinen Bildern eine starke Figur. Zu Weihnachten sprach er: «Die Menschen wollen Wärme sehen» (als ob nicht mancher sie lieber hören würde!), und in die Annalen der unfreiwilligen Komik schrieb er sich ein mit dem Satz: «Entscheidend ist, was hinten rauskommt.» Dass auch darüber gelacht wurde, ist insofern tragisch, als es an der Wahrheit dieses Kohl'schen Ausspruchs eigentlich nichts zu rütteln gibt.

3

«Kyrill» heißt mein Wirbelsturm ...

Und «auch Familienhund Bo» erschien zu dem Empfang, der dem Staatsgast im Weißen Haus gegeben wurde, der «Tagesschau» zufolge. Es ist noch nicht lange her, da waren Stürme namenlos und Hundennamen nicht nachrichtenwürdig. Was ist hier geschehen?

Die Kosenamen von Haustieren ihren Lesern routinemäßig mitzuteilen, das ist eine Erfindung der Boulevardzeitungen: Wenn sie das Muster der Krawatte und den Namen des Hundes drucken, so erwecken sie den Anschein von Genauigkeit, der den Leser in dem Glauben wiegen soll, er könne auch den Hauptsachen vertrauen. Außerdem verbreiten sie damit eine Atmosphäre des Dabeigewesenseins, sie holen den Staatsgast in die Wohnküche und bieten den dort Hockenden zum Streicheln an. (Das ist der Zwangshandlung verwandt, zu der Walt Disney Millionen Großmütter im gesamten Abendland getrieben hat: «Bambi!», rufen sie, sobald ein Reh über die Bildschirme hüpf.)

Wirbelstürme, ja sogar Hoch- und Tiefdruckgebiete mit menschlichen Vornamen zu versehen, war zunächst ein Sprachwitz, den sich die Meteorologen leisteten – zur leichteren internationalen Verständigung, wie sie sagten, aber natürlich mit einem Schuss Mutwillen: Denn wenn schon Autokäufer einen 600 SLI spielend von einem 400 CLX-24 unterscheiden können, so wäre natürlich eine Nummerierung der Wettererscheinungen zumutbar und noch weit prak-

tischer gewesen. Aber sie wollten sich einen Spaß machen, die Meteorologen – warum nicht.

Sobald sie nun im Fernsehen auftraten oder ihre Sprachsitten an Journalisten weitergaben, war es geschehen: «Tief Quirin bringt Regen» und «Kyrill fetzt übers Ferienparadies»; natürlich sammelt er auch «neue Kraft» und «verwüstet Versicherungsbilanzen». So ein Kerl ist er, der Kyrill. Auch 47 Menschen hat er umgebracht.

Daraus ergeben sich eine nachdenkliche Beobachtung und eine Frage. *Heißen* eigentlich Wirbelstürme? Was heißt das, «heißen»? *Heißt* ein Auto «Bimbo», wenn sein Eigentümer diesen Namen auf die Heckscheibe gepinselt hat – oder ist er einfach ein Narr, der die Leute mit einer privaten Albernheit behelligt? Die nachdenkliche Beobachtung aber ist, dass wir uns mit «Kyrill» zu den Anfängen der Sprache zurückbegeben: zur Personifizierung.

Das Echo war ja im griechischen Mythos keine Sache, sondern eine Nymphe, *die* Echo, die sich mit den Menschen einen Schabernack erlaubte, und im germanischen Mythos entstand der Donner durch die Hammerschläge des Gottes Donar oder Thor. So hat sich der primitive Mensch einst alle Naturerscheinungen erklärt, und kleine Kinder sind dafür noch heute leicht zu haben, ja sie setzen von sich aus Gnome in die Welt: eine Person an die Stelle eines Rätsels.

Auf dieses Entwicklungsstadium also fallen wir zurück, wenn wir zum Wirbelsturm «Hallo, Kyrill» sagen. Natürlich, wir wissen, dass da kein Dämon bläst; doch indem wir so tun, als müsse eine Katastrophe einen menschlichen Namen tragen, haben wir den Hurrikan ein bisschen enträtselt und entdämonisiert. Er passt nun besser in die Küche, zu Bambi dem Reh und Bo dem Hund.

Nur: *Heißt* er «Kyrill»? Das lässt sich bestreiten. Wörter zu